

18./19.
Januar
2013

THEATER IN ALLEN RÄUMEN

–

Ruth
Schweikert

OB SER VA TIO VII

Setzt man sich an einen Text wie diesen, ein Bericht über, ja was denn genau: eine öffentliche Leistungsschau des während eines Semesters Erarbeiteten?, eine offene Werkstatt des Departements Theater?, ein Präsentations- und Austauschforum für Dozierende, Studierende, ihre Angehörigen und weitere Interessierte?, erweist es sich als besonders schwierig, wenn sich nachträglich – eben beim Schreiben desselbigen – ein Schatten über das Gesehene und Gehörte legt, den die Verfasserin allem Bemühen zum Trotz nicht einfach ausradieren kann. Ein Schatten also, nein: zwei Schatten legen sich über diesen Text: Der Tod von Jörg Steiner – der Schriftsteller, den ich hier nicht mit einem Adjektiv «gross», «bedeutend» oder «wunderbar» abspeisen will (wer sich für ihn interessiert, lese seine Bücher, wer sich dafür interessiert, wie ich ihn gelesen und erfahren habe, möge dies nachschlagen in der WoZ vom 31. Jan. 2013 bzw. unter www.woz.ch), ist am Sonntag, 20. Januar 2013 in Biel gestorben, an einem Tag, an die Eisblumen blühten, wie in der Todesanzeige zu lesen war –; nein, sein Tod (für mich der Tod eines nahen Freundes), relativiert nicht alles, er katalysiert nicht alles Gesehene, Gehörte, Erfahrene ins Off der Aufmerksamkeit, aber ich konstatiere, dass ich mich beständig frage, wie Jörg Steiner wohl diese beiden Abende «Theater in allen Räumen» gesehen hätte, was ihn beeindruckt, beschäftigt, was ihn gelangweilt, gefreut, irritiert, vielleicht auch enttäuscht hätte, ihn, der die Gründung des Literaturinstituts und seine ersten 6 Jahre mit durchaus skeptischer Anteilnahme mitverfolgt und begleitet hat; wurden da nicht in jungen Schreibenden Hoffnungen geweckt, die sich nicht einlösen liessen?; konnte man, was man lernen kann in Bezug auf das Schreiben, nicht auch anderswo und auf andere, angemessenere Weise lernen?; förderte eine solche Ausbildung gar eine «Einmüttung» der Studierenden und ihrer Texte auf ein gängiges, «marktaugliches» Mass, formal und inhaltlich?; es sind Fragen, die sich naturgemäss jede Kunsthochschule zu stellen hat, die genau in diesem Spannungsfeld operiert, zwischen Zulassungs- und Prüfungskriterien wie «künstlerische Qualität» einerseits und der Lebens- und Einkommenswirklichkeit der Studienabgänger andererseits, die sich in Aufträgen und Auftrittsmöglichkeiten bemisst, in der Fähigkeit der Künstler, sich durchzuschlagen, ohne dabei die künstlerische Tätigkeit auf- oder preiszugeben, mit welchem Lebens- und Arbeitskonzept auch immer; «literarisches Schreiben» als (Brot)beruf zu erfinden, an der Sinnhaftigkeit dieses Unterfanges hatte Jörg Steiner seine Zweifel. Warum er diese hatte, lässt sich mit einem Beispiel zeigen: So hat er in einem Seminar, das der Schriftsteller Peter Weber leitete und zu dem er Jörg einlud, gesagt, er habe zu schreiben begonnen und schreibe weiter, weil er «begabt sei zur Angst» (man stelle sich einmal vor, ein Studienbewerber schreibe so etwas in sein Dossier), und er wollte von den Studierenden nur eines wissen: Warum sie glaubten, das, was sie schrieben MÜSSE veröffentlicht werden. Dahinter steht eine Haltung, eine Frage nach der Notwendigkeit des Geschriebenen, nach den persönlichen, oft schmerzhaften und schwierigen Voraussetzungen künstlerischer Arbeit jenseits von so genannter Begabung und (mehr oder minder) erlernbarem fachspezifischem Know-How.

Der zweite Schatten ist auf den ersten Blick ganz anderer Natur: am späteren Samstagabend entwickelte sich aus einer zufälligen Begegnung an der Bar ein lange andauerndes Gespräch, unter anderem über die Rolle des

Künstlers in der Gesellschaft; der Mann, der mich ansprach, weil er mein Gesicht erkannte, ein Endfünfziger, selbständiger Unternehmensberater, zwei erwachsene Töchter, eine davon bildende Künstlerin, ausgebildet an der HKB, vermisste Persönlichkeiten wie es sie früher gegeben habe, sowohl in der Politik wie auch in den Medien und in der Kunst. (Der dritte Schatten: ich fühlte mich nicht mehr frei, nicht so frei, wie ich mich fühle, wenn ich an einem Anlass wie diesem allein unterwegs bin oder mit einer sehr vertrauten Person; vielleicht, sicher wollte ich dem Mann gefallen, denn er hielt etwas von mir, das war deutlich, ich hatte ihn mit irgendwelchen öffentlichen Auftritten beeindruckt, diesen guten Eindruck wollte ich bestätigen, wenn nicht übertreffen; attraktiv und gut gekleidet war er ausserdem, sein V-Pullover aus feinsten Kaschmirwolle, das sah man wie automatisch, nebenher).

Wir sprachen also ein wenig über Max Frisch, kamen auf das Fernsehgespräch mit dem damaligen Bundesrat Kurt Furgler von 1978, moderiert von Heiner Gautschi, damals, so meinte Herr S., hätten beim Fernsehen etwa noch intelligente Menschen gearbeitet, Leute mit einer eigenen Meinung, kurz, eben Persönlichkeiten; ich wandte ein, dass das nach meiner Erfahrung auch heute noch so sei, allerdings vernichte die Ueberreglementierung, die in allen Lebensbereichen Einzug gehalten habe, die beständige Evaluierung und Optimierungsanstrengung womöglich eben das, was er unter Persönlichkeit verstehe, und ich erzählte von einer Retraite, an der ich teilgenommen habe, im August letzten Jahres, der Alten Kantonsschule Aarau, die ich einst selber besucht hatte, auch da war in der Diskussion mit Lehrkräften vom Verschwinden der «Persönlichkeiten» die Rede, oft genug, so erinnerten wir uns an die eigene Schulzeit, pädagogisch und didaktisch unbeleckte Männer und (wenige) Frauen, die indessen von einem inneren Feuer für ihre Sache beseelt waren, die neben dem Unterrichten Zeit fanden, ihre Leidenschaft zu pflegen, indem sie etwa eigene Forschungen betrieben oder Lesungen veranstalteten, etc. Das alles liege heutzutage nicht mehr drin, wer 100% als Lehrer arbeite, sei restlos ausgelastet, ja überlastet, emotional, physisch und psychisch. Der Rektor war (natürlich) nicht einverstanden mit unserer Verklärung der Vergangenheit, meinte, der Unterricht sei viel besser geworden, weil eben alle Lehrkräfte pädagogisch geschult seien, besser wüssten, wie sie ihren Stoff vermitteln könnten und eben auch stärker kontrolliert würden, durch diese Rückmeldungen ein genaueres Bewusstsein hätten, von dem, was sie tun und wie sie es tun, was den Schülerinnen und Schülern unbedingt zugute komme, auch die viel strikteren Lehrpläne verteidigte er, keine Willkür mehr, keine der Lehrperson geschuldeten Wissenslücken mehr, die sich anlässlich der Matura zum Beispiel dann unangenehm bemerkbar machten. Aber auch weniger Freiräume, das stimme natürlich.

Wir kamen überein, dass das heutige (Ausbildungs)System beides nivelliere, den Unterricht und den Eigenwilligkeitsgrad der Lehrpersonen, was tendenziell Ausschläge sowohl nach unten wie nach oben verhindere.

Gestern Abend (5. Februar) dann eine neue Volte: Ich sah mir den Film «Hannah Arendt» an, da spricht die Philosophin (die Texte sind original) im Zusammenhang mit der Eichmann-Kontroverse vom Verlust oder vom Ver-

schwinden, ja, von der Zerstörung der «Person» in einem totalitären System, gekennzeichnet durch die Unfähigkeit/Unwilligkeit ebendieser Person (wie Eichmann, zum Beispiel), zu denken, und damit auch Verantwortung zu übernehmen für ihr Handeln oder Nicht-Handeln.

Ich will und kann hier keine Debatte über die Richtigkeit von Arendts Denken entfachen, es scheint mir aber so zu sein, dass unsere arbeitsteilige und hyperkontrollierende Gesellschaft das Verschwinden der Person oder der Persönlichkeit befördert, eben im Sinne der Nivellierung, des Zurücktretens der persönlichen Verantwortung hinter ein System, das alles zu reglementieren und damit auch zu entpersönlichen versucht – alles in bester Absicht selbstverständlich, jeder Schritt soll transparent sein, seine Nützlichkeit nachweisbar – Auswuchs davon ist etwa der Lehrplan, den die Kindergärtnerin uns Eltern fast monatlich schickt; jede Turnübung wird genauestens analysiert, welche positiven Auswirkungen sie hat auf welche Muskulatur, auf die Sozialkompetenz (verlieren können), auf die emotionale (Bewegungsfreude!) und intellektuelle (Raumgefühl!, wichtig später für die Geometrie – das ist kein Witz..) Entwicklung. Diesen Lehrplan kann tatsächlich jede beliebige Person anwenden, er ist überprüft und für gut befunden worden; das entlastet die Lehrperson und macht sie gleichzeitig als Person überflüssig...

Zurück zu «Theater in allen Räumen»: Habe ich diese Nivellierung – so es sie denn gibt, wovon ich allerdings überzeugt bin - auch an den beiden Abenden konstatiert? Einerseits ja, und das hat zu tun mit dem Grundkonzept der Veranstaltung: «Von möglichst vielem etwas», pointierter: «Von möglichst vielem möglichst wenig», nach einer halben Stunde spätestens ist Schluss, wer sich gelangweilt hat, vergisst das schnell, das nächste Häppchen wartet, dazwischen trifft man X, schäkert mit Y, holt sich ein Bier, etc. Also; lauter Kleinformat, trotzdem, ein überaus vielseitiges Spektrum, Kostbarkeiten und Halbbares wie es anders nicht sein kann, darunter kleine Sternstunden wie etwa der beklemmende Thunfischmonolog aus einem Stück von Christopher Durang, mit zurückhaltender Intensität interpretiert, ohne Bühnenbild und Requisiten, ohne technische Hilfsmittel wie Laptop, Musik oder Projektion auskommend, ein kleiner Kniff (eine Zuschauerin wird vom Protagonisten darauf hingewiesen, dass sie auf seinem Stuhl sitze, ob sie eventuell wechseln könne?, was sie sofort tut) genügt, und schon sind wir ZuschauerInnen Teil der Gesprächsgruppe, in der sich der Protagonist öffnet, für fünfzehn Minuten seinen Wahn und seine Angst mit uns teilt, das wars dann aber auch schon, die nächste Gruppe bitte. Schade, aber legitim, selbstverständlich.

Von ähnlicher Intensität der andere Monolog, den ich gesehen habe, «Nipple Jesus» von Nick Hornby; ein funktionierender Text ist, so scheint es, noch immer der beste Garant, sich sowohl als Schauspieler wie als Zuschauerin, fallen zu lassen und sich dem Geschehen hinzugeben, mit Kopf, Herz und Körper; als Schauspieler nicht eins zu werden, mit dem, was man tut oder erfährt, aber sich soweit, nun ja, mit einer Rolle zu identifizieren, dass man das eigene Tun nicht permanent hinterfragt, nicht beständig aus der Rolle fällt, nur um deutlich zu machen, dass man nicht der ist, der zu sein man ja nicht wirklich vorgibt;

um deutlich zu machen, was wir alle wissen: wir sind auf einer Bühne, hier wird etwas hergestellt, etwas dargestellt.

Wie hätte Jörg Steiner das gesehen, frage ich mich, wie hätte er, was ich in einem Pausengespräch vernahm, empfunden, siehe Arbeitsteilung: «ich unterrichte Dramaturgie, aber nur Regisseure», sagt mir eine, und ich frage mich, ob das gegenüber der (möglichen) Unterrichtseinheit «Dramaturgie für Dramaturgen» ein höheres Level bedeutet, und wie alle diese Dozierenden sich über ihre Tätigkeit austauschen, wie die Dramaturgen erfahren, was die Regisseure unter Dramaturgie verstehen... Das nämlich fehlt mir an dieser bunten Schau: ein Forum oder Foren der Debatte, der Diskussion über das Gesehene, das findet womöglich in anderen Zusammenhängen statt, aber warum nicht, zumindest vereinzelt, im Anschluss an Vorführungen mit dem Publikum ins Gespräch kommen? Denn allzu oft blieben mir die Hintergründe einer Arbeit im Dunkeln, etwa im multimedialen Spektakel, das die Angst der Studierenden, aber welcher?, wohl kaum Schauspielstudierende?, vor der Bühne thematisierte, durchaus mit Witz, Einfallsreichtum und Mut, aber worum genau ging es da?

Ein grosses Lob für den ausgeklügelten Zeitplan der meistens perfekt aufging, auf den Gängen Gewusel, Spektakel, Sehen und Gesehenwerden, Freudenschreie, Komplimente, alles lautstark,

in den Räumen dagegen atemlose Konzentration -

Wenn Studierende sich keine bühnenfertigen Monologe aussuchen, beschäftigen sie sich gerne nicht etwa mit «eigenen» Stoffen, eher mit dem Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis, mit Auftritt und der Bühne allgemein, mit allen möglichen Theaterformen, inszenieren, wie heutzutage üblich, Fragmente, Prosatexte, spielen agil mit Erwartungen der ZuschauerInnen, führen ihre Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie vor.

Ich möchte kein Fazit ziehen, das wäre unergiebig, viel zu vieles habe ich hier ausgelassen, auch, weil mir im Rückblick die Genauigkeit fehlt, mit der ich über etwas schreiben könnte; vielleicht wäre (etwas) weniger trotzdem mehr; die einzelnen Darbietungen etwas ausgereifter, ein Gespräch über das Gezeigte in manchen Fällen, gerade auch für die Dozierenden, fruchtbar im Hinblick auf die weitere Arbeit; vielleicht wäre auch ein Filter, oder ein Schatten gar, der sich über diese Villa Kunterbunt legte, in Erwägung zu ziehen, und sei es in Form einer thematischen Eingrenzung (es darf ein durchaus konkretes Thema sein), oder in Form einer Jörg Steinerschen Fragestellung: Warum MUSS das, was du zu zeigen hast, auf eine Bühne? Oder: Was, von dem, was du erarbeitet hast, muss auf eine Bühne? Oder: Was treibt dich so sehr um, dass du es teilen musst mit einem Publikum?